

## LESEPROBE

aus

**Orry Mittenmayer mit Harald Braun:  
Ausgeliefert. Wie Lieferdienste ihre Fahrer ausbeuten, warum uns das alle ärmer macht – und was wir dagegen tun können**

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt die Autorin die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch unser weiteres Print- sowie unser Online- und Veranstaltungsangebot. Dort finden Sie weiterführende, ergänzende wie kontroverse Standpunkte zum Thema dieser Publikation.

Bonn 2025

Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung

Adenauerallee 86, 53113 Bonn

© 2024, 2025 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

# Inhalt

|   |       |
|---|-------|
| Prolog                                    | 9     |
| 1 Kaltstart                               | 15    |
| 2 Wurzeln                                 | 25    |
| 3 Die Saat wird gesetzt                   | 34    |
| 4 Reifeprüfung?                           | 49    |
| 5 Tour de Cologne                         | 60    |
| 6 Big Brother                             | 71    |
| 7 Guilty Pleasures                        | 91    |
| 8 Wär ich nicht arm, wärst du nicht reich | 103   |
| 9 Different, but same same                | 117   |
| 10 Es bewegt sich was                     | 128   |
| 11 Respekt!                               | 138   |
| — Wozu Gewerkschaften und Betriebsräte? — | 149 — |
| 12 Das Imperium schlägt zurück            | 158   |
| 13 No Limits                              | 167   |
| 14 Nach der Wahl                          | 177   |
| — Gegen alle Widerstände —                | 184 — |
| 15 Der 1. Mai                             | 190   |
| 16 Against all odds                       | 198   |

|                    |     |
|--------------------|-----|
| Epilog             | 212 |
| Dank               | 217 |
| Quellen und Bücher | 219 |

# Prolog

Noch ein Buch? Über Politik, Gesellschaft und soziale Gerechtigkeit? Ist das unbedingt nötig?

Das habe ich mich zuerst auch gefragt. Ich kann mich noch sehr gut an die Anfrage vor ungefähr zwei Jahren erinnern. Ob ich nicht Lust hätte, über meine Erfahrungen als »Rider« und meine Arbeit als Gewerkschafter zu schreiben. Zum Thema soziale Gerechtigkeit hätte ich sicher so einiges zu sagen. Vielleicht könne ich ja eine Geschichte erzählen, in der sich Menschen wiedererkennen, die sonst eher durchs Raster der öffentlichen Wahrnehmung fallen und nicht gesehen werden.

Okay. Ich habe zwar noch nie ein Buch geschrieben und hatte bislang auch schon genug damit zu tun, mich unfallfrei durch die Hausarbeiten meines Politikstudiums zu kämpfen. Andererseits wäre solch ein Buch die perfekte Chance, meine politische Arbeit greifbarer zu machen – ein idealer Multiplikator dessen, wofür ich mich ohnehin mit aller Kraft einsetze. Ein *no brainer* auf

den zweiten Blick. Der Umstand, dass sich ausgerechnet der Kölner Verlag Kiepenheuer & Witsch dafür interessierte, machte es rund. Man ist ja doch auch kölscher Lokalpatriot. Schreib ich halt ein Buch. *Damn*.

Klar hatte ich Respekt. Klar kenne ich meine (literarischen) Grenzen. Aber das heißt ja nicht, dass ich nicht ebenso klare Vorstellungen davon habe, wie dieses Buch zu lesen sein würde. Unterhaltsam nämlich und keinesfalls so staubtrocken, wie ich die Texte aus meinem Studium und oftmals leider auch in meiner täglichen politischen Arbeit kennengelernt habe. Ob das bei »meinen« Themen so leicht durchzuhalten war? Na ja, versuchen wir's.

Warum also ein Buch über soziale Gerechtigkeit, Gewerkschaften und Arbeitskämpfe?

Weil es notwendig ist, darüber zu sprechen. Mehr denn je.

Wir leben in Zeiten der globalen Krise. Diese Zeiten sind – mit Verlaub – beschissen: Wirtschaftskrisen, Pandemie, der russische Angriffskrieg in der Ukraine, Inflation, Klimakatastrophe, Aufstieg der rechten Kräfte bis hinein in parlamentarische Institutionen, explodierende Lebenshaltungskosten, Wohnungen, die immer teurer werden. Viele Menschen kommen trotz Vollzeitjob nicht mehr über die Runden. Unsere Zukunftsperspektive? Wirkt trostlos. Eine kollektive Hoffnungslosigkeit legt sich wie ein dunkler schwerer Schleier über das Land. Wer hat noch die Zuversicht und glaubt an eine lebenswerte und gerechte Zukunft? Schaut man sich die aktuelle Studie der »Jugend in Deutschland 2024« an, wird eines unangenehm deutlich: Trotz eines offiziellen Zweckoptimismus – der vermutlich auf eine Art Copingmechanismus zurückzuführen ist – ist die Jugend besorgter denn je. Kein Wunder: Kaum ein Tag vergeht ohne schlechte Nachricht. Verlockend und menschlich wäre es angesichts dieser dystopischen Gemengelage, einfach den Kopf in den Sand zu stecken und sich nicht mit alledem zu konfrontieren. Leider haben wir diese Option nicht.

Ein Großteil der aktuellen Problemlage lässt sich nicht von heute auf morgen lösen, so realistisch müssen wir sein. Ich bin allerdings überzeugt davon, dass wir immer noch die Chance haben, den sozialen und ökonomischen *Clusterfuck*, der uns alle betrifft, gemeinsam zu bewältigen. Womit wir bei *meinem* Thema wären: der Arbeit von Gewerkschaften und der Idee, die sich dahinter verbirgt. Sie kann zu einem zentralen Aspekt im Kampf um unsere Zukunft werden. Von dieser Idee möchte ich in diesem Buch erzählen.

Fast sechs Millionen Menschen sind in Deutschland im Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) organisiert und damit Teil einer der größten politischen Organisationen weltweit. Trotzdem wissen viele Menschen nicht, wofür Gewerkschaften eigentlich stehen und wie wichtig sie im sozialen Miteinander von berufstätigen Menschen (und weit darüber hinaus!) sind. Warum und wie entstehen Arbeitskämpfe? Und wie kommt es überhaupt zu sozialer Gerechtigkeit? Den Begriff kennen und schätzen viele, er klingt ja auch schon fast ein wenig romantisch – manchmal sogar wie eine abgedroschene Plattitüde. Aber was genau hat es damit auf sich?

All das wusste ich übrigens auch nicht. Noch vor sechs Jahren lehnte ich kategorisch alles ab, was auch nur nach Politik und politischem Handeln klang. Als jemand, der Schwarz und schwerbehindert auf die Welt gekommen ist, hatte ich nicht den Eindruck, dass Gesellschaft und Politik ein großes Interesse an der Perspektive von People of Color hatten – geschweige denn an der von Behinderten. Begriffe wie Gewerkschaft, soziale Gerechtigkeit, Tarifverträge und demokratische Mitbestimmung waren für mich abstrakte Begriffe, die mit meiner Lebenswelt nichts zu tun zu haben schienen. Allein das Bild, das ich mit einer Gewerkschaft verband. Ganz ehrlich: War das nicht bloß ein Verein alter Männer mit Schmerzbäuchen, die sich selber gern reden hörten? *Cringe as fuck, not gonna lie.*

In Wirklichkeit ist es ganz anders – aber das spürte ich erst, als ich als Fahrradkurier eines damals so *shiny* neuen Start-ups einige Jahre lang plötzlich selbst zum Opfer von Ausbeutung wurde. Als meine Situation zunehmend verzweifelter wurde, musste ich mich zwangsläufig mit den Themen auseinandersetzen, die mir zuvor fremd waren, ob ich wollte oder nicht. Und ich verwandelte mich von einem Fahrradkurier, der unter menschenunwürdigen Bedingungen angestellt war, abgestumpft und ohne wirkliche Zukunftsperspektive, in einen leidenschaftlichen Gewerkschafter. Ich organisierte Seite an Seite mit Menschen unterschiedlichster Herkunft viele Arbeitskämpfe bei den Lieferdiensten, unterstützt von der Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten, kurz NGG genannt.

Schockiert hat mich im Rahmen dieses längeren Prozesses immer wieder die große Anzahl an Lohnarbeiter:innen und abhängig Beschäftigten, die weniger als nichts über ihre Rechte als Arbeitnehmer:innen wussten. Sie erduldeten jede noch so infame Unverschämtheit, weil sie felsenfest davon überzeugt waren, ohnehin nichts gegen »die da oben« ausrichten zu können. Oder sie trauten sich gar nicht erst, aufzubegehren und sich gewerkschaftlich zu engagieren, weil sie das wenige, das gerade noch zum Überleben reichte, nicht auch noch gefährden wollten. Sie glaubten, sie seien nicht gut genug, um für ihre Rechte einzutreten oder sogar einen Arbeitskampf zu starten. Mich macht das wütend. Wütend, dass wir immer noch in einer Gesellschaft leben, in der Menschen sich angesichts der herrschenden Verhältnisse so ohnmächtig fühlen. Und dass viele von ihnen in so wichtigen, systemrelevanten Berufen Vollzeit arbeiten und trotzdem nicht davon leben können, respektvoll und in Würde. Kein Wunder, dass viele Menschen in eine Spirale aus Hoffnungslosigkeit und Resignation geraten. Das ist empörend. Das ist unmenschlich. Das ist ungerecht. Wir können es besser.

Mit diesem Buch möchte ich versuchen, mehr Verständnis für diese erst einmal abstrakt klingenden Themenfelder zu schaffen. Und klarmachen, was es für uns als Gesellschaft heißt, den Kampf um die viel beschworene, aber selten gelebte soziale Gerechtigkeit aufzunehmen.

Anhand meiner Erlebnisse und Erfahrungen will ich Sie, liebe Leser:innen, auf eine Reise mitnehmen, an deren Ende Sie zu der Überzeugung kommen mögen, dass Gewerkschaften, soziale Gerechtigkeit und Arbeitskämpfe im Namen von Lohnarbeiter:innen eben keine langweiligen Relikte der Vergangenheit sind, sondern im Gegenteil: Es sind hochaktuelle, wichtige und zeitlose Themen. Auch mit Blick auf die ständig fortschreitende Digitalisierung unserer Arbeitswelten ist es überlebenswichtig, dass wir die (neuen) Möglichkeiten, uns zu organisieren, begreifen und kennenlernen.

Ich will Sie mit diesem Buch auch empoweren und uns alle ermutigen, für eine bessere und lebenswertere Gesellschaft und Arbeitswelt zu kämpfen.

Noch ein Buch mehr also. Weil es nötig ist!

# 1 Kaltstart

---

»A riot is the language of the unheard.«

■ Martin Luther King jr.

Das erste Mal vergisst man nicht. Rudolfplatz, Köln. Ein sonniger Spätvormittag in der schönsten Stadt am Rhein, ich lehne lässig an meinem Bike und versuche, dabei nicht umzukippen. Ich starre auf mein Telefon und warte. Eine halbe Stunde. Eine Stunde. Anderthalb Stunden. Für Passanten wirke ich vermutlich wie jemand mit viel Tagesfreizeit und zu wenig Fantasie, um damit etwas Vernünftiges anzufangen. Ich weiß nicht, wie oft ich schon die App von *Foodora* angesteuert habe, um zu kontrollieren, ob sie auch wirklich funktioniert. Tut sie. Immer wieder, auch nach dem zehnten Check.

*Foodora* ist seit heute mein Arbeitgeber. Einer dieser Essenslieferdienste, die zurzeit, im Jahr 2015, versuchen, in Deutschland

Fuß zu fassen. *Foodora* beschäftigt Menschen wie mich, die ein eigenes Rad und ein Handy haben und zudem enorm verzweifelt sind. Leute, die dringend einen Job brauchen und nicht allzu lange fackeln. Auf der *Foodora*-App habe ich mich schon zu Beginn meiner »Schicht« eingeloggt und warte jetzt auf meine erste Order. Das heißt, ich warte darauf, dass mir auf der App angezeigt wird, in welchem Restaurant der Umgebung ich vorab bestelltes Essen abholen und wohin ich es im zweiten Schritt liefern soll. Und das möglichst schnell. Nach knapp zwei Stunden blökt mein Telefon plötzlich in erstaunlicher Lautstärke. Meine erste Order! Hastig öffne ich die App und checke die Adresse des Restaurants. Glück gehabt, der Laden liegt nur ein paar Hundert Meter von meinem Standort entfernt. Schneller Wischer nach rechts, schon habe ich mir den Auftrag gesichert. Meine Leute im *Foodora*-Hauptquartier wissen jetzt Bescheid: Der Neue legt los. Natürlich nehme ich den Auftrag an, es ist schließlich meine Premiere an meinem allerersten Tag als Rider. Und abgesehen davon, dass ich selbst langsam unruhig geworden bin, habe ich eh keine Wahl. Das hier ist jetzt schließlich mein Job. Und bei der kurzen Strecke wird das sicher ein Zuckerschlecken!

*Little did I know.*

Meine *Foodora*-App schlägt mir eine Route vor, an deren Ziel ein pinker Punkt blinkt. Okay, denke ich, das ist leicht. Dicker pinker Punkt gleich Restaurant. Nichts wie hin. Ich fahre gern Rad, schon immer, und wenn es mal ein bisschen zackig gehen soll, umso mehr. Bei *Foodora*, das ist mir gleich eingehämmert worden, muss es schnell gehen. *99 problems but tempo ain't one.* Und damit ich das nicht vergesse, gehört zu jeder Order von *Foodora* auch eine Zeitvorgabe. Gnade mir Gott, wenn ich sie bloß als freundliche Empfehlung auffassen sollte. Ich brettere also in halsbrecherischem Tempo über den Hohenzollernring und versuche,

auf meiner ersten Fahrt nicht gleich den Großteil aller Verkehrsregeln zu ignorieren. Dass sich das im Laufe der nächsten Monate ändern wird, weiß ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Bei meinem zweiten Ampelstopp riskiere ich einen Blick auf das Telefon. Oh, oh, das wird knapp. Um die Bestellung im Restaurant abzuholen, sind großzügige zehn Minuten angesetzt worden, sechs davon sind schon rum. Um den Druck noch ein wenig zu erhöhen, teilt mir Google Maps mit, dass ich, falls ich die Absicht hätte, weiterhin so zu bummeln, erst in sechs Minuten am Ziel ankommen würde. Na wunderbar.

Fünf Minuten später stehe ich japsend und schwitzend vor der angegebenen Adresse. Sie befindet sich ganz in der Nähe der St.-Pantaleon-Kirche. Eine Minute habe ich aufgeholt – das ist super. Nicht so toll ist, dass nirgendwo ein indisches Restaurant zu sehen ist. Überhaupt kein Restaurant. Nur das Finanzamt Köln-Süd in seiner ganzen architektonischen Schönheit. Verdammt. Passiert das jetzt wirklich? Sollte ich auf meiner ersten Tour schon in Schwierigkeiten kommen? Ich verdränge für einen kurzen Moment, dass echte *Ride-or-die*-Kuriere nicht nach dem Weg fragen, und bitte Passanten um Hilfe. Aber ihnen ist hier auch noch kein indisches Restaurant aufgefallen. Kleinlaut rufe ich in der *Foodora*-Zentrale an und schildere meine Lage. Könnte es sein, dass mit der Adresse etwas nicht okay sei?

»Moment«, antwortet mein Gesprächspartner freundlich, aber ich höre auch Desinteresse und unterschwelligen Ärger heraus. »Ich checke das gleich mal und schicke dir die Adresse dann via App.«

Zehn Sekunden später blökt mein digitaler Wegweiser wieder. Leider viel Lärm um nichts. Der pinke Punkt befindet sich immer noch genau an derselben Stelle wie vorhin und blinkt störisch im altbewährten Rhythmus. Statt Pantaleonstraße steht da jetzt zwar Am Pantaleonsberg auf meiner Order, aber ansonsten

hat sich nichts verändert. Immer noch kein Restaurant, immer noch die Kirche. Inzwischen bin ich fünfundvierzig Minuten über dem vorgegebenen Zeitlimit. Wo immer dieses verdammte indische Restaurant auch war – darin kühlten sich gerade Speisen im Wert von über fünfzig Euro auf ein zunehmendes Level der Un genießbarkeit runter. Zum Ausgleich wurde mir dafür immer heißer. Vielleicht könnte ich das Restaurant anrufen und mir den Weg erklären lassen? Als ich noch dabei bin, die Nummer im Internet ausfindig zu machen, nehme ich aus den Augenwinkeln eines dieser typischen Hipsterpärchen wahr, die in der Regel über »authentisch-exotische« Gastronomie in ihrem Viertel Bescheid wissen. Und tatsächlich: Mit amüsiertes Miene mustern sie erst mich und deuten dann auf eine Toreinfahrt rund fünfzig Meter weiter, die in einen Innenhof führt. Dort habe erst vor kurzer Zeit ein, wie sie mir erklären, »fantastischer Szene-Inder« eröffnet. Halleluja. Ich bedanke mich überschwänglich und eile mit Fahrrad und klobiger Lieferbox davon.

Endlich bin ich am richtigen Ort. Allerdings verbessert das die Gesamtsituation nur unwesentlich. Kaum betrete ich die gute Stube, werde ich auch schon von zwei wütenden Kellnern abgefangen:

»Sie sind über eine halbe Stunde zu spät dran«, sagt der eine.

»Über eine halbe Stunde«, wiederholt der andere.

Ich nicke, das kann ich nicht abstreiten.

»Wir mussten das Essen schon zweimal aufwärmen«, sagt der eine.

»Schon zweimal«, wiederholt der andere.

Ich zucke mit den Schultern. Die Lage entspannt sich erst, als ich den beiden mein Telefon mit der *Foodora*-Order und dem dicken pinken Punkt zeige. Die beiden Kellner schütteln mit dem Kopf und werden gleich eine Spur geschmeidiger. Es sei halt so, dass sie jetzt schon mehrmals Probleme mit *Foodora* hatten.

»Das Essen wird ständig zu spät abgeholt und landet dann maximal noch lauwarm bei unseren Kunden«, erklärt der erste mir. Klar, dass da die Bewertungen auf den Vergleichsplattformen in den Keller purzeln.

»Wir zahlen fast 25 Prozent unseres Umsatzes an *Foodora*«, schiebt der andere hinterher. »Das ist viel Geld und am Ende laufen uns trotzdem die Kunden davon.«

Okay, das ist ein Dilemma, das sehe ich ein. Allerdings fühle ich mich an meinem ersten Arbeitstag noch nicht so richtig verantwortlich für die Qualitätslücken im Geschäftskonzept meines neuen Arbeitgebers. Mein Dilemma besteht jetzt gerade eher darin, dass meine Lieferung mit jeder weiteren Minute, in der das Kellnerduo seine allgemeine Verstimmung zum Ausdruck bringt, ein wenig lappiger, kühler und somit ungenießbarer wird.

»Könnte ich jetzt los?«, frage ich also vorsichtig und deute auf die nur noch leicht dampfenden Tüten auf der Theke des Restaurants. Wortlos nimmt man mir meine Box aus der Hand und stapelt die in Papiertüten verpackten Speisen übereinander hinein. Ich werde ermahnt, die Box möglichst immer waagrecht zu transportieren. Zum guten Schluss bringen sie auch noch einige Suppen in sichtbar schlecht verschlossenen Plastikdosen herbei und quetschen sie in meine bereits leicht überladene Transportbox. Suppen?

»Das ist die Entschädigung für die lange Wartezeit. Unser Service, geht aufs Haus«, sagte der eine.

»Aufs Haus«, bekräftigte der andere.

»Ernsthaft? Verarscht ihr mich? Das geht doch mit Sicherheit in die Hose«, werfe ich ein und zeige auf den dünnen Streifen Tesafilm, mit dem die Suppenbehälter leidlich transportfähig gemacht werden sollen. »Ich muss das Ding da doch nur komisch anschauen, dann zerfällt es in alle Einzelteile. Das schwappt doch raus, das endet alles in einer schleimigen Katastrophe!«

Kellner eins wiegelt ab.

»Guck mal, mein Junge, ich sag's noch mal: Du sorgst einfach dafür, dass du deine Box gerade hältst. Wenn da was passiert, soll mich der Blitz erschlagen und mein Laden in die Insolvenz gehen, bei allem, was mir heilig ist.«

Bleibt mir eine Wahl? Widerstand ist zwecklos, es ist meine erste Fahrt, mein erster Job. Wie würde es aussehen, wenn ich den gleich in den Sand setzen würde? Ich nehme die Suppen also seufzend an und mache mich so schnell wie möglich auf den Weg. Ich bestätige in meiner App, dass ich erstens das Essen entgegengenommen habe und dass es sich nun zweitens in meiner Transportbox befindet. Erst nach dieser geforderten Doppelbestätigung verrät mir meine App, wo genau der Kunde zu finden ist, der jetzt bereits seit einer Stunde auf sein Essen wartet. Es ist ein Start-up in der Innenstadt, ganz in der Nähe des Neumarkts. Finanzsektor. Okay.

Die Fahrt verläuft ohne besondere Vorkommnisse. Keine Autos, die mich abdrängen wollen, keine Fahrradfahrer, die auf Tuchfühlung mit meiner klobigen Lieferbox gehen. Allerdings bin ich während der wilden Fahrt nicht ganz sicher, wie sich schlechte Straßenverhältnisse, das Auf und Ab der sagenhaft abenteuerlichen Kölner Verkehrsführung und meine Bemühungen, so schnell wie möglich ans Ziel zu kommen, mit dem Vorsatz in Einklang bringen lassen, meine Box stets in waagerechter Position zu transportieren. Immerhin die Adresse finde ich diesmal ohne Probleme, keine Kirche und kein Hinterhof führen mich in die Irre. Ich haste die Treppen hoch zum Kunden, obwohl es darauf auch schon nicht mehr ankommt, und stehe plötzlich in einem dieser typischen Loft-Großraumbüros. Wie in jedem ehrbaren Start-up gehören bunte und teure Gerätschaften zur Grundausstattung. Ohne Siebträgermaschine zur Kaffeeherstellung, einer Apple-Vollausstattung auf jedem Schreibtisch und einem Kicker

findet man ja heutzutage kaum noch einen Praktikanten. Wenn man schon ausgebeutet wird, dann wenigstens in einem schicken Ambiente ...

Im Grunde sah es bei den Finanzdienstleistern am Neumarkt genauso aus wie im Büro von *Foodora*, wo ich am Morgen noch meine Einweisung oder, wie man im Start-up-Sprech sagt, mein »Onboarding« durchlaufen hatte. Und nicht nur das Ambiente ähnelte dem von *Foodora*, auch das Personal des Start-ups wirkte wie kopiert: überwiegend junge Leute, frisch von der Uni kommend oder aus der Berufsausbildung purzelnd, die jetzt im Lacoste-Poloshirt an dem arbeiteten, was für sie wie eine Karriere aussieht.

Meine Ankunft wird mit mildem Interesse, aber weitestgehend wortlos registriert. Es dauert rund 30 Sekunden, bis einer der jungen Männer von seinem Bürostuhl krabbelt und mich gezielt anspricht:

»Wir haben dich ein wenig früher erwartet«, sagt er lächelnd und weist mit ausgestrecktem Arm auf einen langen Holztisch in der Mitte des Raumes. Er sieht aus wie jemand, der in einigen Jahren mit Gordon Gekko aus »Wall Street« verwechselt werden möchte. Zurückgegeltes Haar, aufgekrempelte Hemdsärmel, Budapest. Ein BWL-Justus in Reinkultur. Gibt es Bausätze für diese Kerle? Er spricht sehr langsam und deutlich mit mir, als sei er nicht ganz sicher, ob ich seine Sprache verstehen würde. »Hoffentlich ist das Essen noch warm.«

Ich zucke bloß unbestimmt mit den Schultern, was so ziemlich alles heißen kann, und öffne meine Box. Erleichtert bemerke ich, dass Tesafilm offenbar nicht völlig unnütz ist. Die Suppe ist noch da, wo sie sein soll. Himmel sei Dank! Erleichtert stelle ich sie auf den langen Holztisch und greife zügig nach den Papiertüten mit dem restlichen Essen. Ich will sie nur schnell auf den Tisch absetzen und verschwinden. Die Tüten haben allerdings andere Pläne.

Meine spontane Diagnose lautet »Materialermüdung im Bodenbereich durch überlaufende Dalgerichte«, doch das nützt mir in diesem Moment wenig. Bevor ich eine Chance habe, das Desaster zu verhindern, liegt das feine, immerhin noch lauwarmer Essen schon komplett verteilt in farbigen Schlieren auf dem teuren Mikrozementboden. Plötzlich wird es ganz still im Raum. Wäre in diesem Moment eine Stecknadel zu Boden gefallen, man hätte sie noch im Empfangsraum gehört.

»Oh, die Böden der Papiertüten sind wohl nass geworden«, stammele ich, erstarrt vor Scham und Schreck. Um mich herum entgleisen Gesichter, aber nur kurz, dann weicht der Schreck einer ironisch-amüsierten Miene, mit der man sich hier offenbar systematisch gegen die Anforderungen des Alltags wappnet. Ich halte es für das Beste, mich nicht zu bewegen und auch nichts zu dem Malheur zu sagen. Wäre schön, wenn ich grad einen dieser Transponder zur Hand hätte, mit denen man bei »Star Trek« arbeitet: »Beam me up, Scotty!« Solange diese Technologie noch nicht verfügbar ist, versuche ich einfach, mich unauffällig zu verhalten. Gordon Gekko übernimmt das Krisenmanagement für mich.

»Okay, Leute, so was passiert, kein Problem, alles wird gut. Wir erhalten einfach unser Geld zurück und holen uns unten stattdessen schnell eine Pizza.« Fast hätte er dabei in die Hände geklatscht. Die Kollegen seufzen vernehmlich, aber niemand erhebt Widerspruch. Anschließend schaut mich Gordon erwartungsvoll an: »Ist das ein Problem?«

»Na ja, schon irgendwie«, stammele ich, überfordert mit der Situation, »ich muss das erst mal klären.« Für solche Fälle bin ich noch nicht gebrieft. Wie denn auch, am ersten Tag! Geld, um den Schaden aus eigener Tasche vorzustrecken, habe ich ohnehin nicht dabei. Es hilft nichts. Ich muss erneut im Hauptquartier von *Foodora* anrufen. Der Kollege muss an meiner Stimmlage und meinen wirren Erklärungen schon herausgehört haben, dass ich

vor den Augen des Kunden kurz davor bin, mich schreiend auf den Boden zu werfen und mit beiden Fäusten darauf einzuschlagen. Mit der sonoren Stimme eines Telefonseelsorgers weist er mich darauf hin, dass ich selbstverständlich als *Foodora*-Fahrer nicht persönlich haften müsse, sondern in einem solchen Fall genau drei Möglichkeiten hätte. Erstens, dem Kunden anzubieten, zurück ins Restaurant zu fahren und die Bestellung erneut zu ordern. Möglichkeit zwei: ein Gutschein von *Foodora* über die gesamte Summe. Schließlich, falls sich der Kunde auch darauf nicht einlässt, könne ich ihm auch noch anbieten, das Geld zurücküberweisen zu lassen. Gordon hört sich die Optionen, die ich ihm vortrage, ruhig an und entscheidet sich schließlich für Kästchen drei. Aber es sei nicht eiglig, er würde sich bei *Foodora* melden, sagte er, irgendwann, wenn seine Zeit das zulässt. Dann drückt er mir einen Eimer und einen Feudel in die Hand und setzt sich an seinen Schreibtisch. Wortlos.

Es dauert rund fünfzehn erniedrigende Minuten, die ich überwiegend auf den Knien verbringe, bis der Boden keine Spuren der kulinarischen Invasion mehr aufweist. Gordon nickt zum Abschied vage in meine Richtung und hat meine Existenz bereits vergessen, bevor ich das Gebäude verlassen habe. Als ich mit meiner leeren Box wieder auf die Straße hinaustrete, fängt es an zu regnen. Ich lehne mich einen Moment an die Hauswand, atme tief durch und schüttele den Kopf. Was für eine Katastrophe. Würde das jetzt jeden Tag so laufen? Und, bessere Frage: Habe ich es wirklich nötig, mir solch einen Job ans Bein zu binden? Ich denke ein paar Minuten aufgebracht über meine Situation nach. Vor meinen Augen entfaltet sich die Szene erneut in ihrer ganzen Glorie, vor Ärger und Wut kann ich kaum atmen. Gordon Gekkos Blick, wie er mich verächtlich »bittet«, den Boden sauber zu wischen. Meine Ohnmacht und mein Entsetzen, als ich ihm ohne Widerspruch gehorche. Kurz erwäge ich ernsthaft, in Gordons steriles Start-up-Reich zurückzulaufen und ihm die Mülltüte über den Kopf zu

stülpfen, in der sich die Überreste des Essens zu einer Art kulinarischen Klärschlamm abgemischt haben. Aber in diesem Fall wäre ich ziemlich sicher meinen neuen Job gleich wieder los. Und da habe ich meine Antwort: Ich brauche diesen Job. Ich werde hier in aller Ruhe erzählen, warum das so ist. *Spoiler alert:* Wie viele meiner Kolleg:innen habe ich keine Wahl.